

[Magdus herdetes]

50]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

19.

Frau Doktor Kaiser war noch am Abend nach Hause zu ihren Eltern gereist. Am Morgen kam das Dienstmädchen auf das Bureau herüber und brachte mit grinsendem Gesicht die Nachricht, die Frau Doktor sei heim zu ihren Eltern gereist.

Philipp war das ein neuer Schlag ins Gesicht, eine neue Beschimpfung und Bloßstellung. Sie schonte ihn also auch vor ihren Eltern nicht, denen er von jeher der Proletarier war und die nie müde wurden zu betonen, wie er ihnen alles, gerade alles, zu verdanken habe. Und die von der ganzen Sache gar nichts verstehen konnten, die gröbliche Philister waren durch und durch, stumpfsinnige Geldsklaven und Reichtumsproben. Hier war jede Diskretion, jede Feinsüßigkeit ausgeschlossen. Nun ja, es mußte so kommen. Wenn es einmal kam, daß es gälte, einen feineren oder vornehmeren Sinn, nicht zu sagen einen freieren, zu beweisen und zu betätigen, dann mußte es so kommen. In diesem Augenblicke wick sein vielseitiges Schuldgefühl, mit dem er sich die Nacht abgequält und herumgeschlagen hatte, ganz von ihm und machte einem einseitigen und starken Rechtsgefühl Platz. Er fühlte sich zum ersten Male richtig in seinem Rechte und richtig stark. Er hatte nichts getan, womit er sich das Recht wenigstens auf Schonung verschert hatte. Er durfte Diskretion für sich fordern. Und er mußte es für Melanie fordern. So viel war er ihr zum mindesten schuldig.

„Wollen Sie Urlaub haben, Anna?“ fragte er das Dienstmädchen.

„Die Frau Doktor sagte, ich müsse jetzt die Wohnung betreten, damit nichts Ungebührliches geschehe.“

Philipp verstand. Die Frau hatte sofort Rache geübt. Und das Dienstmädchen war ihr gut genug erschienen dazu.

„Sie sind entlassen, Anna.“ sagte er ruhig.

Das Mädchen erschraf, dann sagte es sich.

„Sie können mir jetzt nicht kündigen, Herr Doktor. Ich habe ein Vierteljahr Kündigung.“

„Gut, ich zahle Sie ganz aus. Sie sind unschuldig an der Entlassung. Und ich schreibe Ihnen ein entsprechendes Zeugnis.“

Das Gesicht des Mädchens strahlte.

„Ich zahle Ihnen das Jahr aus,“ sagte Philipp.

Nun betätigte sich die Schlaubeit des Randmädchens. Sie mußte gleich festhalten, was er eben gesagt hatte; aber es mußte zögernd geschehen, er durfte nicht merken, daß sie zugriff.

„Aber eine neue Stellung —?“

Philipp ließ sie nicht ausreden.

„Eine neue Stellung können Sie sich sofort suchen. Ich schreibe Ihr Zeugnis entsprechend. Sind Sie einverstanden?“

Sie sagte zögernd: „Ja!“

So zahlte er sie aus und schrieb in ihr Zeugnisbüchelschen, daß er sie „eingetretener Familienverhältnisse wegen leider nicht länger beschäftigen könne.“

Dann ging er durch die Wohnung. Er blieb ganz ruhig dabei. Seltsam, wie wenig die Möbel zu ihm sprachen. Wie wenig teil sie an ihm hatten. Es war alles fremd. Nur vor seinen Büchern blieb er stehen. Er nahm wohllos da und dort ein Buch heraus. Das war fein. Und hier das Bild seines Großvaters, das er einmal der Mutter weggenommen hatte, — und hier das Bild der Mutter, das versteckt in der Ecke hing. Er hängte die beiden Bilder ab.

Er bat das Mädchen, ob sie ihm seine Bücher noch auf sein Bureau schaffen wolle. Sie tat es.

Seine Kleider, seine Wäsche. So, das war, was er besaß.

Das andere gehörte ihr. Daran hatte er keinen Anteil. Er wollte sich nicht auch damit noch beleidigen lassen. Er schloß die Kommode auf. Sie hatte die kleine Kassetten mitgenommen, in der die Wertpapiere lagen. Sie hatte recht, die gehörten ihr.

Nun war er ganz ruhig. Er setzte sich hin und schrieb seine Kündigung an den Direktor und bat unter Verzicht auf

das Gehalt sie ihm sofort gewähren zu wollen. Auf jeden Fall müsse er um Urlaub bitten.

Nun gab es kein Hin und Her mehr, nun mußte alles seinen geraden Weg gehen. Nur Melanie verursachte ihm Unruhe. Da war noch kein Entscheid gefallen, und da hatte er in sich noch nicht entschieden. Dazu mußte ihm Weik helfen. Im Vertrauen auf ihn schob er das nun beiseite und machte sich hinter seine Berufsarbeiten.

Er erledigte die rückständigen Briefe, schrieb seine Diagnosen und Beobachtungen auf und machte reinen Tisch. Es sollte nichts fehlen und nichts liegen geblieben sein. Sein Nachfolger sollte in die Lücke eintreten können, wie ein Pferd in den bereiten Wagen. Er dachte nichts anderes, als nun an seine Berufspflichten. Dann ging er auf die Morgenvisite. Er beherrschte sich vollständig und erledigte sie leicht und sicher. Kaum saß er wieder an seinem Schreibtisch, als Weik kam.

„Ich kann mir schon denken, weshalb Sie mich rufen ließen, Doktor. Hier hat das Gras Ohren, und die Straßensteine plaudern und klatschen. Ist's also wahr?“

„Was wahr?“

„Ist Ihre Frau fortgegangen?“

„Ja!“

„Und wegen Fräulein Süßfeld?“

„Ja auch!“

„Nun, Doktor, die Sache spielt ja schon seit Wochen im Städtchen. Sie wußten's nur selbst nicht, wie Sie der Gesprächsgegenstand aller Kaffeeklatsch- und Waschweiber waren. Ich habe selbst ein paar kleine Waffengänge für Sie getan.“

Philipp war erstaunt.

„Sie wußten, was vorging?“

„Darum gestellte ich mich ja immer auf den Spaziergängen zu Ihnen — zur Ablenkung. Anfangs tat ich's aus Freude an diesem prächtigen Menschen — und dann mit der bestimmten Absicht. Sie sind ja ein Rücken in der Welt. Ein Kleinstadtmensch, und kennen doch die Kleinstädter nicht.“

„Und Sie haben mir nichts gesagt?“

„Doktor, sollte ich Ihnen die Harmlosigkeit, die schöne Naivität nehmen? Es wäre schade darum und für Sie gewesen. Ich hatte ja selbst meine Freude daran. In dieser Welt der Berechnung und kühlen Ueberlegung erlebt man so unbekümmerte Unmittelbarkeit selten. Es war so etwas Traumhaftes, das Sie umschwebte. So etwas, wie es in der Schülerliebe ist, das, was das Schöne in ihr ist. Ich habe mich gefreut, die Welt einmal anders zu sehen als auf das zwei mal zwei vier hin. Können Sie mir das übel nehmen?“

„Nein, — und doch.“

„Ach, gehen Sie, Doktor, und glauben Sie ja nicht, daß da Warnung hilft. Sieht so etwas tiefer, so schürt man nur mit ihr. Ist es nur Spiel — an dessen Ernst man natürlich glaubt — so verdirbt man etwas Schönes, etwas Keusches, möchte ich jagen, und macht es unrein. Sehen Sie, dazu eigne ich mich nicht. Und die Menschen gelten mir so wenig. Das Schöne — sei es auch nur Spiel — und das Starke, das tief sitzt, das gilt mir weit mehr. Daß das besteht und sich ausblüht, und einmal Erfüllung findet, und einmal recht behält, oder wie Sie es sonst nennen wollen, das ist viel wichtiger und wertvoller. Daß einmal zwei Menschen nur nach sich, nach ihrem eignen — ihrem dunklen, wenn Sie wollen — Lebenssinn fragen und nicht nach dem menschelnden Nützlichkeitsinn — nach ihrem Unkrautsinn, und nicht nach dem Nupfplanzensinn — ich rede, Doktor, ich weiß — so wie die Schlehe, wenn sie blüht, und der A. f. s. u. m. auch — nicht wie ihn der Mensch ansieht — kurz und gut und zum Schluss — machen Sie ruhig ihre Diagnose auf meinen Zustand — das ist mir ein Ergöken, das ist für mich das eigentliche Leben, das ich nie gehabt habe!“

Er rannte in dem Bureau auf und ab.

„Sie sehen übernünftig aus, Doktor.“

Philipp hörte nicht darauf.

„Und wenn man damit einem Menschen ein Schicksal macht?“

Weik blieb vor ihm stehen und riß die Augen groß auf.

„Gelesen haben Sie Leute alle sehr viel Theorien, daß man Schweine mit fett machen könnte — sie würden

natürlich daran krepieren — aber Erfahrung — keine Spur. Schicksal, Doktor, macht man keinem Menschen, das macht sich der Mensch selbst. Man wird ihm dabei Mittel — gut — die Leute sagen Ursache — als ob das glattgewichste Barkett die Ursache wäre, wär einer das Bein auf ihm bricht! Die Ursache liegt in ihm. Doktor, solange man darüber noch theoretisiert, ist man kein eigener Mensch. Da gehört man den anderen an. Solange man aber denen noch angehört, ist man kein freier Mensch. Sie waren seither kein freier Mensch. Sie sind nun vor den Entscheid gestellt, einer zu werden. Gut, daß das in Ihnen lag. Gut, daß das Leben Sie dazu für wert gefunden. Bei vielen geht es ganz ruhig vorüber und kümmert sich nicht um sie. Solche werden beneidet. Ich verachte sie. Bestenfalls bemitleide ich sie. Das kommt auf meine Stimmung an. Und damit Sie sehen, daß ich gerecht bin: ich mache es mit mir selber so.“

Die Hände auf dem Rücken, stand Philipp in der einen Ecke des Zimmers und starrte in sie hinein.

„Doktor, ich will Ihr Latein nicht aufrühren, aber wenn Sie mich einmal so antränken, denken Sie nach, welche Bezeichnung Sie für meinen Zustand hätten.“

Dieser Spott traf. Philipp hob den Kopf und raffte sich auf.

„Sie suchen nach Philisterart nach Ursachen, statt daß Sie in allem Mittel sehen, die Sie aufgreifen und fallen lassen können.“

„Ich habe ja schon einiges getan.“

„Und was denn?“

Philipp erzählte nun, daß er eine Unterredung mit seiner Frau gehabt, die nur zu neuen und weiteren Beschimpfungen geführt habe. Er habe sein Fühlen offen und frei eingestanden.

„Ganz wie ich Sie mir gedacht habe, Doktor! Wenn Sie denn ein Gedankensünder sein wollen, seien Sie es für sich. Damit wirft man sich vor Leuten, die das nicht verstehen, nur weg.“

Einen Augenblick war es Philipp darauf, als sei es besser, er bräche die Unterredung ab — es war der Arzt in ihm, der es nicht ertragen konnte, daß ihm der Kranke überlegen sei. Dann überwand er sich und erzählte weiter, daß er das Dienstmädchen entlassen, seine Entlassung vom Direktor gefordert habe.

„Aber das alles ist ja kein eigentlicher Entscheid. Der eigentliche Entscheid liegt ja anderswo. Und der steht mir noch bevor.“

Weiß schien nicht darauf zu hören.

„Weiß Fräulein Gießfeld von all diesen Vorgängen?“

„Sie weiß nichts!“

„Wie steht es zwischen Ihnen beiden?“

Philipp errötete verlegen. „Es ist kein Wort darüber zwischen uns gesprochen worden, keine Aussprache, nichts. Es ist alles nur Freundschaft.“

„Bravo!“ lachte Weiß auf. Nur die Kleinstadt macht so etwas möglich. Nur sie hat diese Schnüffelrüffel, und nur in ihr wird eine Bagatelle zur Tragik. Aber es ist gut für Sie. Nun entscheiden Sie sich! Es ist gut, so ein Entweder — Oder! Bravo!“

Philipp sagte kleinlaut: „Dazu wollte ich Sie um Rat fragen, Weiß. Das fällt einem allein schwer.“

Weiß lachte auf: „Sie irren, Doktor, so etwas muß man ganz allein tun. Da gibt es keinen Dritten. Da gibt es keinen, auf den man eine Verantwortung abwälzen kann. Sie sind in einiges oder zu einigem — wie Sie wollen — getrieben worden. Nun gehen Sie weiter — aus eigenem Willen — oder gehen Sie zurück. Sie haben nichts getan, was nicht wieder rückgängig gemacht werden könnte. So oder so.“

„Aber raten können Sie mir doch. Nur raten, was ich tun soll.“

„Das heißt Hand reichen. Nein! Prüfen Sie sich, was das Stärkste in Ihnen ist, das ist auch das Beste und Fruchtbarste in Ihnen! Dann tun Sie danach — oder tun Sie nicht danach. Hier gibt's nur eine Hand, die Ihnen gereicht werden könnte. Und das ist eine Frauenhand. Nur die hätte das Recht dazu, hätte vielleicht noch eher das Recht dazu.“

„Aber ich weiß ja gerade nicht, ob diese Seite stark genug in mir ist.“

„Das müssen Sie in sich selbst ergründen, Doktor. Und ich will Ihnen etwas sagen. Wissen sie wie Ballested sagt in Zbäns, „Frau vom Meer“? Man kann sich auch akklimatisieren. Aber das Feine ist, daß er über das Wort stolpert. Tun Sie, was Sie müssen. Vielleicht eignen Sie sich zum Akklimatisieren — ohne Stolspern!“

„Und was soll ich zunächst tun?“

„Nun, sprechen mit Fräulein Gießfeld müssen Sie. Das sind Sie ihr rein als ihr Beschützer schuldig. Dann aber — es ist alles Ihre Sache.“

(Fortsetzung folgt.)

Sünde und Buße.

1]

Von Ugo Djetti.

Berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Friedrich Eich.

Die Messe war zu Ende, und Don Pietro hatte bereits in der Sakristei das Messgewand und das leinene Kopftuch abgelegt. Die fünf oder sechs Knaben, seine Schüler in der Christenlehre, die in ihren laut klappernden Holzschuhen gekommen waren, um Don Pietro die Hand zu küssen, hatten sich wieder entfernt. Checchino, der Sakristan, legte den Riegel vor die Tür, die in die Kirche führte, und ging dann in den Garten, um das Trocknen der Lomaten zu überwachen, die auf fünf Brettern in der Sonne lagen und von zahllosen Fliegen belagert wurden.

Don Pietro betrachtete den Kelch, den Hostienteller, das Messgewand und die Messbinde; Checchino hatte alles bunt durcheinander auf den niedrigen Wandschrank gelegt. — Er atmete tief auf, legte dann das Jngulum ab und streifte sich langsam das Chorhemd über den Kopf. Er tat das mit großer Vorsicht, um nicht die tausend Falten zu verderben, die die Nonnen der heiligen Anna hineingebügelt hatten. Diese waren so kunstfertige Büglerinnen, daß sie imstande waren, auf die Falten der Chorhemden des Bischofs mit der Spitze des Eisens „Es lebe Maria“ in gothischen Buchstaben zu schreiben. Er hatte das Chorhemd gerade über den Kopf gezogen, als an die Tür, die nach der Kirche ging, geklopft wurde. Er hielt inne und antwortete nicht. Es wurde wieder geklopft, diesmal stärker. Don Pietro näherte sich der Tür, immer noch den Kopf unter dem Chorhemd, die Arme nach oben ausgebreitet, um es zu halten.

„Wer ist da?“

„Santino.“

„Geh in die Pfarrwohnung und erwarte mich dort, denn ich ziehe mich gerade um.“

„Unmöglich. Hier muß ich Sie sprechen.“

„Sofort?“

„Sofort, Don Pietro!“

Don Pietro kehrte wieder zu dem Schrank zurück, zog das Chorhemd vollends aus, faltete es zusammen, die Ärmel über Kreuz, und öffnete die Tür. Santino war ein Mann in den Vierzigern, gebräunt, stark, kahlköpfig, mit grauem Schnurrbart, schwarzen Augenbrauen und einer Narbe an der rechten Schläfe. Er war einst nach Amerika ausgewandert und zurückgekehrt, nach der Meinung der einen als reicher Mann, nach der Meinung der andern ohne einen Pfennig. Er lebte allein; auf Viehmärkten betätigte er sich hin und wieder als Makler; häufig reiste er nach Rom, blieb manchmal einen Monat dort und führte den Schlüssel seines Häuschens in der Tasche mit sich. Im Orte verschaffte ihm dieser Hauch des Geheimnisvollen Autorität. Er begrüßte den Geistlichen mit Achtung, ohne Unterwürfigkeit. In die Kirche ging er jeden Sonntag zur Messe: er beichtete nicht und nahm selbst zu Ostern nicht das Abendmahl.

„Was ist vorgefallen?“ fragte Don Pietro, indem er sich die Hände in dem zinnernen Waschbecken wusch und sich darauf an dem doppelten Handtuch abtrocknete, das an einer hölzernen Rolle hing.

„Ich muß Sie sprechen, Don Pietro.“

„Sprich, sprich,“ aber Santino schwieg und blieb mitten in der Sakristei stehen, den Hut in den Händen drehend. Don Pietro, der sich gebückt hatte, um das Messgewand und die Messbinde in der für diese bestimmten Schublade auszubreiten, drehte sich um und blickte Santino verstohlen an.

„Hast Du mir etwas zu beichten?“

„Ja, gerade das.“

Don Pietro frohlockte innerlich, blieb aber äußerlich unbewegt, als ob sein Besucher jeden Tag zum Beichten gekommen wäre. Denn er wußte, daß man die Neubekehrten mit einem Nichts erschreckt und daß die aufrichtigsten Bekehrten diejenigen sind, die am wenigsten feierlich vor sich gehen, ohne Ausrufe und Tränen, in einem ruhigen Gespräch. Er legte sich die Stola um den Hals und setzte sich neben den Vestrstuhl:

„Komm hierher. Knie nieder. Weist Du das Beichtgebet?“

„Don Pietro, ich möchte lieber sitzen bleiben. Ich muß längere Zeit mit Ihnen sprechen,“ und als praktischer Mensch fügte er hinzu: „Sie haben gewiß Ihren Kaffee noch nicht getrunken? Gehen Sie nur; ich erwarte Sie hier.“

Dem Geistlichen, so gerne er auch jedem seiner Worte die größte Natürlichkeit gegeben hätte, begann doch diese zwanglose Vertraulichkeit zu mißfallen:

„Bekümmere Dich nicht um mich mein Sohn. Bleibe sitzen, wenn Du willst, vorausgesetzt, daß Du die ganze Feierlichkeit der Handlung, die Du zu begehen gedenkst, richtig empfindest.“

Santino durchschritt ruhig die Sakristei und schob den Riegel vor die Tür. Dann setzte er sich, und während er den Schrein betrachtete, in dem die Kirchengedächtnisse aufbewahrt wurden und

dessen Schubfächer offen geblieben waren, bemerkte er, ohne einen Schein von Bernitzung:

„Sie haben schöne Messgewänder und lauter neue, Don Pietro.“
„Gütige Spenden der Gläubigen.“

„Und Sie haben diese ländliche Kirche in ein so stolzes Gotteshaus umgewandelt, daß — verzeihen Sie mir, wenn ich eine Gottlosigkeit sage — unser Herrgott gewiß lieber hierher kommt, als in den Dom von Spoleto. Neue Bilder, vergoldete Leuchter, versilberte Messbücher, Teppiche, Spitzen.“

„Lauter Gaben der Gläubigen, wie ich schon sagte. Die Kirche hat in den letzten drei Jahren bedeutende Schenkungen erhalten. Ich habe sie vom Altar aus verkündet. Aber sprechen wir von Dir und sprechen wir im Ernst. Seit wann hast Du nicht gebeichtet?“

Santino, der seinen Hut auf den Schrank gelegt hatte, ging ruhig hin, um ihn wiederzupolen, denn er konnte nicht sprechen, wenn er ihn nicht zwischen den Händen drehte. Dann setzte er sich nieder.

„Don Pietro, wenn wir von der Ausschmückung der Kirche sprechen, so sind wir schon bei der Sache.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Wir sprechen unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses, nicht wahr? Sie können also nicht ein Wort von dem, was ich jetzt sagen werde, weitersagen, ohne mit dem Kirchenbann bestraft zu werden.“

„Aber das weiß ich, mein Sohn. Sage das, was Dich hierher geführt hat, und verleihe Dich nicht in Nebenarten.“

„Also, Sie haben seit drei Jahren an jedem Weihnachtsheiligabend in dem Opferstod einen Umschlag mit tausend Lire gefunden. Diese dreitausend Lire habe ich gegeben.“

Don Pietro sprang auf.

„Du? Du?“

„Ja ich. Wollen Sie einen Beweis? Vergleichen Sie jene Umschläge mit diesem hier, jene Siegel mit diesem. Von dem Papier, in dem jeder Schein lag, war an einer Ecke ein Stück abgerissen, nicht wahr? Haben Sie jene Vogen Papier noch? Halten Sie sie mit diesen drei Stückchen Papier zusammen: sie passen genau aneinander.“

Und er nahm aus der Tasche einen Umschlag mit all den Dokumenten, die er aufgezählt hatte. Don Pietro hatte sich für einen Augenblick unsicher gefühlt, nicht wegen seiner eigenen Befriedigung. Seit drei Jahren hatte er sich diesen ungenannten Geber nach seinem Geschmack vorgestellt, jedes Jahr schöner, edler, vornehmer. Manches Mal, wenn er für ihn gebetet hatte, glaubte er schließlich auch an ein Wunder, indem er dachte, daß Gott selber sich bemüht und jene Form von Papier und Wankscheinen gewählt hätte, um seinen ergebenen Diener zu unterstützen und die arme Kirche zu verschönern. Und nun war es Santino gewesen. Er gab zwar seinem Gesicht den Ausdruck herzlichster Freude, aber er mußte sich doch eingestehen, daß dieses keine göttliche Offenbarung war und daß das Geschenk im Grunde genommen doch mehr galt als der Geber. Aber er dachte an seine Pflicht, er dachte an seine Kirche, die wirklich durch diese Zuwendungen ein Prachtbau in der ganzen Diözese geworden war, er dachte auch etwas an die Zukunft; und indem er Santinos beide Hände ergrieff, die noch immer den Hut festhielten, und sie zwei- oder dreimal schüttelte, sagte er:

„Aber warum sagst Du das alles in der Beichte? Das darf kein Geheimnis sein, alle sollen unsern Wohlthäter bewundern . . .“

Santinos Büge blieben jedoch unbeweglich und gleichgültig.

„Lassen Sie mich zu Ende kommen,“ und er setzte sich von neuem.

Auch Don Pietro setzte sich wieder, bereit, alle Schonung walten zu lassen. Doch betrachtete er diesen kalten roten Schädel, diesen ungepflegten groben Schnurrebart, diesen gewöhnlichen Anzug, diese Weste mit drei Knöpfen, die über dem dicken Leib offen stand, diese Hände, die roten Wüstchen gleichen — diese Hände, die dreitausend Lire gegeben hatten. Santino hatte die Augen geschlossen und preßte die Lider, die Lippen, die Kinnbäden zusammen, er verzog das ganze Gesicht, als müßte er eine zu große und überaus bittere Bille schluden. Plötzlich öffnete er sie wieder und sagte nachdrücklich:

„Dieses Geld hatte ich gestohlen!“

„Nein!“ rief Don Pietro aus und begann zu zittern: „Nein! es ist nicht wahr! Das Geld, das Du der Kirche des Herrn gegeben hast? Das Geld, mit dem ich den Herrn geehrt habe, indem ich ihm jene Altäre, jene Bilder, jene Kandelaber jene Geräte weihte? Es ist nicht wahr!“ Er sprang auf, legte die Stola ab und rief: „Und in der Beichte sagst Du mir dieses? Den Gerichten mußst Du das sagen, nicht mir! Den Gerichten!“

Aber Santino hatte die Stola gepackt, sie ihm wie eine Schleife um den Hals geworfen und schleppte ihn so zum Beichtstuhl zurück, legte seine beiden Hände auf Don Pietros Schultern, der jetzt ganz gebrochen war, und zwang ihn zum Niedersitzen. Dann setzte er sich auf den andern Stuhl ihm gegenüber, mit gespreizten Knien, als wollte er ihn wie mit den Armen einer Zange festhalten.

„Don Pietro, ich lasse nicht mit mir spaßen. Ich bin zu Ihnen gekommen, um als guter Christ meine größten Sünden zu beichten. Sie können mir Abolution erteilen oder auch nicht, aber Sie können mich weder unterbrechen noch anzeigen. Wenn Sie es aber doch täten, was wären Sie dann für ein Priester?“

(Fortsetzung folgt.)

Residenzschlösser.

Vor kurzem ist das neu erbaute umfangreiche Residenzschloß im Posen mit großem Pomp eingeweiht worden. Wir entnehmen der amtlichen Veröffentlichung im Zentralblatt der Bauverwaltung einige Angaben, die einen Begriff von der kostspieligen Pracht und dem Prunk geben, die hier wieder entfaltet sind.

„Industrierte Wochen- und Tageszeitungen brachten bereits Bilder vom äußeren Aufbau. Im ersten Obergeschoß sind die Wohnräume des Königs und der Königin angelegt. Der bloße Flächenraum des Vorzimmers zum Empfangszimmer ist 8,86 Meter zu 7,3 Meter. Dieser Flächenraum entspricht dem, der für eine ganze Unterbeamtenwohnung (Stube, Kammer, Küche) bewilligt wird! Das Empfangszimmer ist schon saakartig: 10,84 zu 7,3 Meter. Die Fläche einer Arbeiterfamilienwohnung dürfen wir mit solchem Raum nicht vergleichen, sie bleibt weit dahinter zurück. Von der Pracht der Räume, von der Fülle der kleinen und großen Bequemlichkeiten an Licht, Luft und Wärme kann sich der Fernstehende keinen Begriff machen. Wie in anderen Schlössern, so ist auch hier die übliche Ahnengalerie — 32 Meter lang, 8 Meter breit — in der Nähe des großartigen Festsaals mit dem Thronsessel. Der Saal reicht durch zwei Stockwerke. Im Erdgeschoß befinden sich Wohnungen für das Gefolge und die Beamten. Der Schloßbau hat eine Kostensumme von 5 350 000 M. verschlungen.“

In dem Aufsatz des Zentralblattes, der den ganzen Bau eingehend beschreibt, ist natürlich nur die Rede von dem Architekten als Erbauer, von den Professoren der Bildhauerkunst, von den Malern und den ausführenden Architekten. Von den wichtigen technischen Leistungen der Handwerker, der Poliere, der Arbeiter, die hier mit außerordentlichem Geschick so viel Ausgezeichnetes geleistet haben, daß man darüber ein dickes Buch schreiben könnte, von diesen Leuten, die erst die Papierzeichnung in die Wirklichkeit überlegen, ja oftmals die Papierzeichnung der Herren Theoretiker korrigieren müssen — von diesen unentbehrlichsten Mitarbeitern ist niemals die Rede, sie sind entlohnt und müssen sehen, anderwärts Arbeit zu finden.

Sind schon die Baukosten solcher Schlösser eine enorme Last für den Staat, so steigen diese Lasten noch ganz erheblich durch die jährlichen Unterhaltungskosten. Der Laie kann sich hiervon kaum eine Vorstellung machen, wenn er nicht schon die Unterhaltungskosten eines gewöhnlichen Wohnhauses kennt. Die Kosten wachsen natürlich mit dem Alter des Gebäudes und es muß bei alledem noch als ein Glück betrachtet werden, daß die meisten dieser Residenzschlösser leer stehen und höchstens von einem Schloßinspektor und der zugehörigen Dienerschaft bewohnt werden. Die Unterhaltung wächst trotzdem für jedes Schloß jährlich von 10 000 auf 20 000, 30 000, 40 000 M. und darüber. Daher sind ja gerade die Burgen und Schlösser so vielfach Wahrzeichen verschwundener Pracht und Prunksucht, Wahrzeichen verschwundenen Hoch- und Uebermuts; man braucht nur irgend einen Bäderer aufzuschlagen, wenn man an verfallene Schlösser erinnert sein will. Große und kleine Burgen der Raubritter, Numen vergangener Fürsten- und Kaiserpracht sind über alle Lande verstreut, zum Teil umgewandelt in Gefängnisse, Kasernen, Zucht Häuser, Magazine u. dergl.

Man braucht sich nur zu erinnern an die Paläste aus der römischen Kaiserzeit. Der Palast des Diokletian in Spalato ist heute in Straßen eingeteilt, und seine Ruinen sind zu Wohnungen eingerichtet. In Coswig im Anhalt-Bernburgischen, steht ein altes Schloß, das vor 70 oder 80 Jahren noch von der fürstlichen Familie bewohnt war, heute aber als Gefängnis dient.

Ueber ganz Deutschland sind Residenzschlösser verbreitet, die, mit ungeheuerem Kostenaufwande erbaut, jahrzehntelang leer stehen und, wenn sie einmal benutzt werden, den Festschlichkeiten gewöhnlich nur wenige Tage als Aufenthalt dienen, wenn sie an irgend einem Festgepränge, einer Jagd, einer Fahnen- oder Denkmalsweihe teilnehmen. Residenzschlösser einer alles Maß überdreitenden Prunksucht haben wir in Bayern, aber auch ihre Pracht ist in Verfall, denn die Unterhaltungskosten geben, wie's scheint, sogar den Wittelsbachern mit ihrem gut gefüllten Familienschatz über die Gutshür.

Anarcho-sozialistische Luftkuffe.

Aus Paris schreibt man uns: Der Zug der Zeit, der Tragödien- spieler sich in Brettelkünstler verwandeln läßt, hat nun auch den berühmten Pataud ergriffen. Den Mann dürstet es nach Erfolgen, die er mit den abgeleiteten Generalkriegstrophien bei den denkenden Arbeitern nicht mehr findet. Sein sozialpolitisches Kochbuch: „Wie wir die Revolution machen werden“ hat ihnen den Geschmack am Autor vollends verborben. Pataud sucht sich jetzt ein anderes Königreich. Er wird nicht mehr vor den Pariser Spieghürgern als die personifizierte Macht der Finsternis parodieren, sondern als Schmierens-Conférencier die Provinz bereisen. Im „Matin“, seinem alten Reichsanzeiger, verkündet er der Welt die große Begebenheit, daß er als Vortragender Aufführungen des Bourgeoischen Theatersstückes „Die Barrade“ einleiten wird. Bekanntlich ist dieses künstlerisch wertlose, von wilhem Haß gegen die organisierte Arbeiterchaft erfüllte Tendenzdrama ein Aufruf er: die Bourgeoisie zu brutal-terroristischer Niederknüppelung des Proletariats. Ein findiger Impresario will nun den durch die dramatischen Qualitäten des Werkes nicht ausreichend verbürgten Geschäftserfolg durch die

Wikanterie sichern, daß er den vielgenannten Paternemann in einem Vorpiel auf dem Theater als lustige Person auftreten läßt. Einige sozialistische Gemeindeverwaltungen haben indes die Zumutung, in den städtischen Theatern Patand den Hofnarren der Bourgeoisie spielen zu lassen, abgelehnt, was den Abgewiesenen veranlaßt, pathetisch über die Freiheitsfeindlichkeit der geeinigten Partei loszuziehen, wobei er so tut, als ob er die in seiner Person angetastete Würde des Schauspielers zu verteidigen hätte und nicht seinen kommerziellen Eifer, aus dem Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Gesellschaft einen Scherzartikel für das bürgerliche Vergnügen zu machen. Gleichzeitig aber trommelt er aus, daß er ein soziales Drama im Gewande hat und meint mit Hinweis darauf in seiner selbstgefälligen Spahhaftigkeit, nun bleibe Bourget nichts übrig als Elektriker zu werden. Das ist entschieden übertrieben. Die französische Bourgeoisie wird sich sicher freuen, zwei solche Kerle auf ihren Parnas zu heben: Don Quixote Bourget und Sancho Pansa Patand. Aber wehe der Arbeiterschaft, wenn sie dem Dichter Patand nicht die erwartete Bewunderung zollt. Wenn sie seine Verse nicht lobt, läßt er sich von ihr scheiden.

Eine andere, über die Sphäre irdischer Zweckmäßigkeit um so erhabenerer Betätigung sozialrevolutionärer Energie wird von Hervés „Guerre Sociale“ vorbereitet. Die langweilige, schrittweise vorrückende Organisationsarbeit der sozialistischen Parteien soll durch die sozialrevolutionäre Aviatik ersetzt werden! Die zwei großen Reklameblätter von Paris, „Matin“ und „Journal“, haben ihren alten Konkurrenzkampf in diesem Sommer in der Art geführt, daß sich der „Matin“ als Anwalt aller patriotisch-chauvinistischen Interessen und Gefühle, das „Journal“ als Hüter des gemeinsamen Kulturguts der Menschheit etablierte. Feierte das „Journal“ das Ehrliche „Gute“ in tönenden Hymnen, so donnerte der „Matin“ die nationalistiche Gleichung „608 = 0“ ins Volk. Und der außerordentliche Erfolg des vom „Matin“ mit grellen Revanchefanfaren begleiteten „Circuit de l'Est“ veranlaßte das „Journal“, die Flugmaschine als Geschöpf des Friedens zu preisen und für das nächste Jahr einen internationalen Weitflug durch Europa mit friedensfreundlicher Tendenz zu organisieren. Das Proletariat nimmt mit gerechtem leidenschaftlichen Interesse an den Bemühungen, dem Menschen das Reich der Luft zu erobern, teil, aber es hat nicht den geringsten Grund, den Sums mitzumachen, mit dem die großen geistigen Errungenschaften und technischen Umwälzungen im kapitalistischen Zeitalter zunächst Privatinteressen dienlich gemacht werden. Hervés „Guerre Sociale“ jedoch ist auf den tiefinnigen Gedanken geratet, daß sich die proletarische Internationale an dem internationalen Ueberlandflug offiziell beteiligen solle: mit Flugapparaten, die von organisierten Genossen gelenkt werden, und das Blatt fordert zu Geldsammlungen für diesen Zweck auf! Ob diese symbolistische Demonstration internationaler Solidarität in Frankreich eine größere Opferwilligkeit erwecken wird als z. B. die materialistische zur Zeit der schwedischen Absperrung, möchten wir immerhin bezweifeln. . . . In den anderen Ländern wird jedenfalls das organisierte Proletariat, ungeachtet der Gefahr, von den Vaterlandskosen“ der „Guerre Sociale“ wieder einmal patriotischer Rückständigkeit und serviler Feigheit beschuldigt zu werden, der Meinung bleiben, daß der Sturz des kapitalistischen Staates besser vorbereitet werden muß als durch Luftpolitik und Windbeutelerei.

Kleines feuilleton.

Gesundheitspflege.

Zahnkrankheiten und Tuberkulose. Die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft haben eine Aufklärung auch in der Hinsicht gebracht, daß die Beschaffenheit der Zähne eine Bedeutung nicht nur an sich und für die Leichtigkeit und Vollkommenheit der Ernährung, sondern auch für die Erhaltung oder Gefährdung der Gesundheit im allgemeinen besitzt. Da der Mund die Eingangspforte nicht nur für die Nahrung, sondern auch für die Luft ist, so nimmt er auch den größten Teil der Keime auf, die den Menschen mit der Erzeugung von Krankheiten bedrohen, und es läßt sich leicht verstehen, daß es durchaus nicht gleichgültig für die Abwehr dieser Keime ist, ob sie den Mund und alle seine Teile in einem gesunden oder in einem krankhaften Zustand antreffen. Die Frage insbesondere, ob und wie das Vorhandensein von Zahnkrankheiten mit der Entstehung von Tuberkulose in Verbindung stehen kann, hat Professor Adolf Knopf im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung behandelt, und zwar nicht etwa vom Standpunkte eines amerikanischen Zahnarztes, der für seinen Beruf vielleicht mehr Beachtung und Verdienst herauszuschlagen möchte, sondern als Leiter der Abteilung für Tuberkulose eines großen, mit einer Ärzteschule verbundenen Krankenhauses. Nach seiner Erfahrung sind schlecht geformte Zähne zwar nicht die einzige Ursache von Ernährungsstörungen und anderen Leiden, tragen aber wesentlich dazu bei, derartige krankhafte Erweichungen herbeizuführen. Sind die Zähne teilweise so schlecht geworden, daß sie zu

Eiterbildungen Veranlassung geben, so können sie den gelegentlich eingeatmeten Tuberkelbazillen den Zutritt zum Knochen eröffnen. Obgleich Amerika noch immer als das klassische Land der Zahnheilkunde betrachtet wird, steht die Zahnpflege auch dort noch durchaus nicht auf der Höhe, die man danach erwarten sollte. Unter den Schulkindern in den Vereinigten Staaten befinden sich wahrscheinlich nicht weniger als 12 Millionen, die mit irgend einem körperlichen Mangel behaftet sind, und von diesen leiden fast 9 Millionen an schlechten Zähnen. Von anderer Seite ist sogar versichert worden, daß nach neuen Untersuchungen nicht weniger als 95 Prozent der Kinder der öffentlichen Schulen schlechte Zähne haben! Diese Verhältnisse entsprechen durchaus denen, die auch in den sonst höchststehenden Kulturländern Europas anzutreffen sind. Professor Knopf hält es daher für eine der wichtigsten Pflichten der Eltern, ihren Kindern beizeiten die Grundbegriffe der Zahnhygiene beizubringen, und es ist anzuerkennen, daß die Gesundheitsbehörde der Stadt New York unter der ganzen Bevölkerung ein Flugblatt hat verteilen lassen, das den Eltern in wenigen Zeilen die Grundregeln für die Mund- und Zahnpflege mitteilt. Professor Knopf vertritt die Ansicht, daß der Kampf gegen die Tuberkulose einschließlich der Lungenschwindsucht bei Vernachlässigung der Hygiene des Mundes gar nicht wirksam gefördert werden kann. Die geeignete Ernährung der Schwindsüchtigen spielt für die Hebung ihrer Gesundheit und damit für die Bekämpfung ihres Leidens die Hauptrolle. Ein Erfolg dieser Vorschrift ist aber nicht denkbar, wenn der Kranke schlechte Zähne hat. Knopf bekräftigt daher, daß jedes Sanatorium oder jedes Krankenhaus, das eigens für die Aufnahme von Schwindsüchtigen bestimmt ist, in engster Verbindung mit tüchtigen Zahnärzten stehen müsse. Die Erreichung des hohen Ziels, die Ausrottung der „weißen Pest“, werde, so sagt er, ohne die größte Sorgfalt in dieser Richtung nicht zu erreichen sein.

Aus dem Pflanzenleben.

Die Pflanze im Moment der Tierwerdung. Unter diesem Titel veröffentlichte schon vor 80 Jahren ein Wiener Arzt eine Abhandlung über ein ganz unscheinbares Wasserpflänzchen. In der Tat ist der Wasserfaden, dieses weich wie ein grünes Blied zwischen Wasserrosen ruhende Pflänzchen, das sonderbarste Ding auf Erden. Je nachdem es ihm paßt, wächst es ehrbar ruhig, wie es sich für eine Pflanze ziemt, oder es schlüpft aus dem selbsterbauten Häuschen und treibt sich im Wasser herum wie ein Fisch.

Man muß es unter dem Mikroskop gesehen haben, um das Unglaubliche für wahr zu halten. Da sieht man, wie diese Schwärmeralge aus ungemein zierlichen Fäden erbaut ist, die regelmäßig gegliedert durch Querwände, im Innern erfüllt sind mit kleinen grünen Scheibchen, zwischen denen größere stark glänzende Kugeln zerstreut sind und auch seine blühende Körnchen. Mit nur wenig botanischen Kenntnissen errät man schon, daß diese Schwärmeralge eine wahre Pflanze ist; besitzt sie doch Blattgrün, dieselben Scheibchen, die, gehäuft zu Millionen, die Wäme der Blätter färben. Und mit diesem Blattgrün vollführt sie auch die wahre Pflanzenarbeit: im Sonnenlicht bildet sie Kohlenensäure und bildet sie um für sich in Nahrung, deren Ueberfluß sie um jene vorhin bemerkten Kugeln als Stärke anhäuft.

Aber noch während wir uns der botanischen Kenntnisse rühmen, beginnt die „Tierwerdung“. Die feste Wandung, in der so ein Zellenabschnitt des Fadens eingeschlossen ist, reißt auf. Und sofort gerät der Inhalt der Zelle in Wallung und Unruhe, wie wenn er kochte vor Begierde, in ein neues Leben einzutreten. Da auf einmal zwingt er sich durch den Spalt. Ein grüner, unförmiger Kopf blickt hinaus in die Außenwelt. Wir wohnen einer Geburt bei, die in zehn Minuten vollendet ist. Wie sonderbar: schon ist wirklich ein Haupt geboren! Eine Art Wölbung, unabhängig vom Leibe. Da ist auch eine feine Blase herum. Jetzt taucht wieder etwas Unbegreifliches auf. Parte Körnchen erscheinen am Wirbel des Hauptes. Und nun etwas ganz Unerwartetes. Dort, wo der Kopf ohne Hals plump an den Leib stößt, wackelt etwas hervor; wie wenn es Finger wären, ungeschlachtet — jetzt ist es ein Faden — da noch einer und noch einer. Und jetzt gibt es einen Schlag, und ein ganzer Kranz feiner Haare quillt hervor und schlägt im Takte. Schon schlüpft das Neugeborene aus dem Mutterhoh; mit einem Aud erreicht dieses Sonntagskind seine Blase, und nun stürmt es in einem zitternden wilden Tanze dem bestürzten Auge davon.

Diese „Tierwerdung“ verjagt den Zuschauer in eine Aufregung, als habe er unerlaubt in die Werkstatt der Natur geblickt. Mit Hast verfolgt er den tollen Wirbel, in dem das junge Geschöpfchen sein neues Leben genießt, bemerkt, wie dieser ganz unerfahrene Neuling auf Erden doch schon Bescheid weiß, wie er als grünes Stäubchen, dem Lichte nachziehend, sich an den helleren Rand des Wassertropfens, in dem wir ihn beobachten, begibt, dort schon eine Menge seinesgleichen findet und mit ihnen sich im Weigen schwingt, getrieben von einer merkwürdigen, nicht erlahmenden Schlagkraft seiner Härchen am Kopfe.

Am nächsten Morgen ist es in ruhiges Krüften versunken und hat seine Geißeln verloren. Wenige Stunden später beginnt es wieder sein anständiges bürgerliches Pflanzenleben. Es hat sich aufgetobt und wächst nun ernstig zu einer Art Würzelchen, einer Haftscheibe aus, die an irgend einem Gegenstand festklebt. Dann beginnt es sich zu teilen, und binnen wenigen Tagen ist es ein Wasserfaden, als sei es das von jeher gewesen.